

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 21 (1953-1954)

**Artikel:** Rede auf das Gedächtnis (zum 11. September 1953)  
**Autor:** Kassner, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758729>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## REDE AUF DAS GEDÄCHTNIS

(Zum 11. September 1953)

Von Rudolf Kassner

Ich wollte zuerst hinsetzen: auf *mein* Gedächtnis. Einem Achtzigjährigen aber wird man erlauben, daß er schreibe: *das* Gedächtnis. Es geht uns alle an. Mein Gedächtnis — es scheint oft das zu sein, was den Menschen zunächst an mir auffällt, so oft ich zu erzählen beginne. Es hat nicht viel Sinn, dagegen, gegen das Lob, Einspruch zu erheben, weiß ich doch selber am besten, daß ich keine zwei Verse, daß ich im Grunde nichts auswendig hersagen kann, schon gar nichts von dem, was in meinen vielen Büchern geschrieben steht. So etwas gilt im allgemeinen für unbegabt, und ich beneide auch im Augenblick die, welche das alles können, was ich nicht kann, staune sie an; doch scheint es mir am Ende stets unsinnig, wenn ich etwa lese, daß Josef Kainz ganze Seiten Nietzsche aus dem Gedächtnis zu rezitieren vermochte. Nietzsche ist doch sehr *geschrieben*, lebt auf dem Papier und bleibt mit dem Virtuosen seiner Schreibweise weit entfernt von der monumentalen Ausdrucksweise jener frühen Zeiten, da das Menschenwort statt auf dem Papier im Gedächtnis feststand und fortlebte.

Ach, ich weiß von vielen Gedächtnissen, auch solcher, die nicht Schauspieler waren. Metternich wußte den ersten Gesang des Childe Herold gleich nach dessen Erscheinen auswendig, erzählt Grillparzer. Winston Churchills Vater las eine Seite herunter und konnte sie Wort für Wort wiederholen. Das gewiß Prachtvolle, Luxuöse, das Ueberströmende, wohl auch zuweilen Ueberflüssige der Verse Swinburnes hat manches mit dem fabelhaften Gedächtnis für die Gedichte anderer, das ihm eignete, zu tun. In Goethes Vers zählt jede Silbe. Ich habe nie gelesen, daß Goethe sich auf besondere Weise durch das Hersagen von Gedichten anderer hervor getan hätte. Ebenso wenig wie Hofmannsthal und Rilke.

Ich habe von früh an ein gutes Gedächtnis für Zahlen gehabt, gleich Gauß oder Henri Poincaré, ohne mich im geringsten mit den beiden Mathematikern vergleichen zu wollen. Ich wußte alle Schlachten, deren Daten, die Regierungszeiten der Kaiser und Könige, auch die der römischen von Romulus an, die nach Mommsen gar nie existiert haben, aufzusagen, wie der Schulausdruck

lautet. Mein Zahlengedächtnis war mehr Raum- als Zeitgedächtnis. Ich bin Augenmensch, placiere die Zahlen im Gedächtnis wie auf eine Tafel vor mich hin und lese sie dann ab. Zahlen haben für mich etwas wie Gesichter. Hat Eins nicht ein Gesicht, Zwei vielleicht ein noch deutlicheres, die Drei das deutlichste? Vier oder Acht, Octo, hatten dagegen für mich stets etwas Dummes im Ausdruck, etwas, das gleich aufgeht. Wie schlank und dabei unauffällig sieht daneben nicht die Sieben aus, die der Volksmund die böse nennt: Diese Urzahlen scheinen durchsichtig bis auf den Grund. Das, was ich Gesicht nenne, liegt in der Durchsichtigkeit. Auch Ideen haben kein anderes Gesicht, keinen anderen Schein im Gesicht als die Durchsichtigkeit. Darum brauchen sie keine Namen wie wir, die wir damit unsere Undurchsichtigkeit dokumentieren. Sind Paul oder Fritz, Akaki oder wer sonst noch durchsichtig? Werden sie es nicht erst auf dem Umweg der Komik? Zahlen sind nie komisch, weder die ganz winzigen noch die kolosalen, sie machen keine Umwege.

Das Zahlengedächtnis habe ich geerbt. Meine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits besaßen es in hohem Maße, nur sahen sie keine Gesichter in Zahlen, so etwas wäre ihnen nicht eingefallen. Wenn sie die böse Sieben sagten, so war das bloß nachgesprochen und ohne Bedeutung. Es waren praktische Männer, planend, Menschen durchaus des Besitzes, Sparer, ohne viel Phantasie auch in Sachen des Geldes, fern jeglicher Art von Spekulation, zurückhaltend im Aufnehmen von Krediten, Liebhaber alles Mündelsicheren. Auch sagten sie nie: der oder jener werde bald sterben, sondern: sie können schon ihr Testament machen. Zahlen waren für sie etwas fest Umrissenes mit Grenzen wie ein Grundstück, dessen Umfang dem Kopfe gegenwärtig blieb durch Jahrzehnte. Zahlen waren Resultate, auch Fehlbeträge, Saldi. Das waren sie im besonderen. Ich selber habe nie ein Bankkonto ohne Beunruhigung angesehen, so ein unwiderlegbares Saldo war stets der Gegenstand von Besorgnis gewesen, Ziel eines ängstlichen, unsicheren Hinblicks, Ueberraschung nach dem Unangenehmen hin. Das muß auch mit dem Gesichter-Sehen zusammenhängen, das eine gewisse Unsachlichkeit einschließt, etwas Leichtsinn, Darüberhinweg-Sehen, Großtun und so fort. Ich habe mich auf der Schule selten im Ansatz einer Gleichung, oft im Resultat geirrt. Aus Ehrgeiz, Uebereifer, weil ich früher fertig werden wollte als der Primus und mich darum in der Logarithmentafel versah. Welchem Uebereifer aber gewiß auch ein tiefliegender Unglaube an fertige Resultate und für immer Gültiges zugrunde gelegen sein mochte.

Zahlen haben es als Gegenstände des puren Gedächtnisses mit dem Willen zu tun, dem bloßen, entblößten dahin, dorthin, mit dem Streben, zu einem Ende zu kommen. Der Wille scheint darin, in den Zahlen, wie aufgeteilt und ausgemessen. Wille und Rhythmus sind darum nicht ein und dasselbe; denn im Rhythmus ist die Zahl wie verschleiert. Tiere leben das Leben rhythmischer als die Menschen. Ihr Gedächtnis kommt aus einem Spüren, Zählen aber stumpft unser Spüren ab. Ach, wie unspürend können nicht die Gesichter, Hände, Schultern von Menschen sein, die den ganzen Tag über Ziffern sitzen! Man achte dagegen einmal auf die Bewegungen eines Eichhörnchens, das Hin und Her, das plötzliche Aufahren und Absetzen. Gleicht das nicht ein wenig dem Tanz mitten in einer Welt des Fremden, Schreckhaften, einem Tanz der bloßen Scheue? Alle Surprisen von außen sind wie vorhergesehen, einbezogen ins Ganze. Ein Förster versicherte mir, daß kein Tier ein schlechteres Gedächtnis besäße als so ein Eichhörnchen, das alles aus seinem Kopf verliere, vergesse, wo es die Nüsse oder was ihm sonst als Nahrung diene, vergraben habe, und so trage es mit dieser Verschwendung des Notwendigen viel zur Belebung des Waldbodens bei, denn die vergrabenen und vergessenen Samenfrüchte gehen alle auf.

Wir alle haben in Tolstois Volkserzählungen jene wundervolle von den drei Greisen gelesen, die einsam auf einer kleinen Insel im Nordmeer leben; ein großer, der nackt einhergeht mit einem Schurz um die Lenden, ein mittlerer und ein ganz kleiner, uralter, gebückter. Hand in Hand treten sie ans Meeresufer, da das Boot des Bischofs, der von ihnen gehört hat und sie besuchen kommt, an der Küste der Insel landet. Sie kennen nur ein Gebet: Ihr seid drei, wir sind drei. Erbarmt euch unser! Der Bischof lehrt sie das Vaterunser. Nach vieler Mühe, erneutem Vorsagen, Nachsagen gelingt es. Sie stammeln, stummeln, stottern das Gebet vor ihm her, der Bischof verläßt, nachdem er sie gesegnet, im Boot die Insel zum Dampfschiff hin. Auf der Fahrt heimwärts bleibt er auf Deck, wacht, der drei Greise gedenkend. Da blitzt und leuchtet es plötzlich am Meer auf, von dort her, wo die kleine Insel liegt; der Schein wird heller, der Bischof erkennt von weit die drei Greise, wie sie, Hand in Hand auf bloßen Sohlen, dem Herrn gleich, über die Wellen des Meeres eilen zum Schiffe hin. Sie hätten das Gebet, das er sie gelehrt, wieder vergessen und bäten den Bischof, ihnen es noch einmal vorzusagen. Der Bischof verbeugt sich tief vor den Dreien, nicht er dürfe sie lehren, sondern von ihnen zu ihm müsse die Belehrung kommen . . .

Die drei Greise leben hienieden schon in der Ewigkeit, und diese

ist ohne Gedächtnis. Der Ausdruck davon ist das Gebet, das sie sprechen: Ihr seid drei, wir sind drei. Erbarmt euch unser! Gedächtnis heißt, daß Eins nicht Drei sei, das Individuum nicht Zahl. Die Trinität ist insoferne Symbol der Ewigkeit: ohne Gedächtnis und darum auch ohne Gericht und Rechtsspruch, abgeschlossen, wie umbrandet von dem, was nicht sie selbst, was vergänglich in der Zeit ist.

Innerhalb des Magisch-Heiligen bilden Herrschaft und Dienst eine Einheit, und wenn sich das eine vom anderen löst, so geschieht es ohne Riß. Doch ist das Gedächtnis der Herrn ein anderes als das der Diener. Die Gabe eines präsenten Gedächtnisses für Namen und Gesichter bei den Regierenden ist notorisch, wenn auch die Gesichter derer, die auf den ersten Blick von den Herrschenden wiedererkannt werden, oft nur Larven sein mögen, Masken, als solche, will das sagen, wahrgenommen. Ob damit nicht auch jene «Undankbarkeit» zusammenhängen mag, die ganzen Herrschergeschlechtern von Geschichtsschreibern vorgeworfen wird? Mir ist im Leben von sehr früh an das sichere, beflissene Gedächtnis derer aufgefallen, deren Los auf Erden der Dienst ist, der Hofmeister, der Gouvernanten. Was die Herren vergessen, bewahren dann die Dienenden. Kann es anders sein? Und bildet sich dann nicht aus solchen Rückständen im Gedächtnis das Ressentiment? Durch Druck von oben, den Druck des Leichten, des Mühelosen? Wie die Gnade, jenes Mühelose oben, die reine Gabe, zum Ressentiment, so steht das Glück, die Fortuna der Alten, zum Neid: Neid der Götter, Neid der Menschen. War nicht mit der Idee der Gnade im strengen, christlichen Sinn zugleich der Mensch, der einzelne, gegeben und somit der Sklave als solcher, das Sklaventum aufgehoben? Fortuna, Glück im Sinn der Alten, hatte die volle Geltung, da die Menschen noch der Einteilung in Freie und Sklaven unterlagen. Und jetzt denken Sie daran, wie gerne und auf welcher monumentale Weise das Gedächtnis der Menschen, deren Gedenken, sich eben an das Glück knüpft, an die *fortune*? Gewinnen nicht die Denkmäler der Menschen gerade daraus, aus dem Sprunghaften der Glücksfälle, ihren besonderen Sinn? Aus Gedächtnis wird dann Geschichte, wird Kunst, die Kunst der Gräber. Von welcher Kunst die Gnade als solche nichts weiß, nichts wissen will; denn sie weist uns auf den Menschen in dessen entsetzlicher Einzelheit, so daß dann an Stelle des Glücks und dessen Fixierung durch das Monument was treten muß? Die bloße Zahl derer, die auserwählt sind. Nur von daher ist es uns erst möglich, der Gnadenwahl Calvins einen menschlichen Sinn zu verleihen. In der Tat widerspricht sie der Kunst an sich auf eine entscheidende Art und

Weise und weist alle Monumentalität von sich ab. Es gibt für mein Gefühl nichts, was dem Unmonumentalen eines Milliardärs gleichkäme. Und waren dessen Vorfahren nicht alle strenge Calvinisten?

Im neunzehnten Jahrhundert fällt neben dem Verhältnis der Herrschenden zu den Dienenden jenes andere zwischen Vätern und Söhnen als bedeutsam auf. Wir befinden uns im Säkulum der Entwicklung, des Liberalismus und der Psychologie. Die Väter waren Sparer, die Söhne Verschwender, Spieler. Um auf das Persönliche zurückzukommen, ich war kein Spieler, dafür hat den Zahlen für mich stets ein Phantastisches angehaftet, das mit seiner Wurzel im Nichts, im Unglaublichen steckt. Es ist durchaus nicht das, was man als absurd bezeichnet. Absurd ist oft, was uns zum Glauben zwingt, phantastisch allein der Aberglaube. Mein Geburtsjahr ist 1873, das Jahr des großen Krachs in Wien, welcher auf seine Weise die vielgenannte Weltausstellung desselben Jahres in derselben Stadt mit den Besuchen der meisten Potentaten Europas einleiten sollte. Es war da viel Glanz und Pracht zusammengekommen, meine Erinnerung aber bringt mir zuweilen das Bild jenes alten Mannes vor die Augen, der sich ein Vierteljahrhundert später erschoss mit eigener Hand, die das Zittern nie verloren hatte vom großen Schrecken her, durch den Verlust des ganzen Vermögens verursacht.

Freilich gibt es Menschen, die beides vereinigen können, Besitz, Oekonomie und Spiel: Virtuosen des Lebens, von vielen um den Erfolg beneidet, der dem Virtuosen anhaftet. Wer aber ist ein Virtuose, wenn wir der Sache einmal auf den Grund kommen wollen? Ein Mann mit einem massiven Ich, einem Ich ohne alle jene Schwierigkeiten, welche Pascal unter *haïssable* versteht, einem Ich, das sich ohne Skrupel bald mit dem Körper, bald mit der Seele identifiziert und auf solche Weise mittels bloßer Identifikation gefaßt bleibt. Das massive Ich ist ohne Idee, ohne Kritik, ohne jenes Geöffnet-Sein durch Idee, durch Kritik, durch das endlich, was wir seit Plato als Dialektik zu bezeichnen haben, als welche letztlich gegen alle Diktate geht. Das massive Ich liebt das Diktat, die Einschränkung durch dasselbe. Es zieht in jedem Fall das Diktat der Idee vor.

Es ist heute oft die Rede von der dialektischen Methode. Wenn diese Rede nicht Geschwätz bleiben soll, so geht sie, die dialektische Methode, allein den Besitzlosen, den Unbeschwerten an. Nur ein Unmassiver im obgenannten Sinn kann den Satz fassen, daß Freiheit nicht ohne Gebundenheit sei. Es gibt keinen anderen, der so gegen den Routinier, den Rhetor gerichtet wäre, gegen den Virtuosen, gegen das massive Ich des Virtuosen, des Sophisten, gegen

alle die, welche Gedächtnis gegen Idee setzen. Das ist es, und darum rede ich hier von ihnen, diesen auf billige Weise Ruhmsüchtigen, die niemals eines guten Gedächtnisses ermangeln.

Ich halte ihnen jene anderen Fragileren entgegen, deren Ich oder Selbstbewußtsein — es ist schwer, hier die rechte Redeweise zu finden — von der Ewigkeit, deren Idee, von der Ewigkeit her, durch sie geteilt ist in zwei: in das eine, das ist, und in das andere, das zusieht. Hier tritt dann an die Stelle des Gedächtnisses, jenes der Ruhmsüchtigen, die Einbildungskraft, die Idee, diese als Anamnese oder Rückerinnerung an Vorleben usf. Liegt hier nicht der Quellpunkt der Einbildungskraft in deren tiefster, letzter Bedeutung? Wie dürfen wir das Ich weiter noch als *haïssable*, hassenswert bezeichnen, nachdem wir einmal in diese Beziehung Einsicht genommen haben? Gedächtnis, Einbildungskraft, Lüge — ich denke sie zusammen, und mir fällt ein, daß dort, wo Ewigkeit als Begriff, Idee, Gefühl entschlossen geleugnet wird, was sicherlich einen Akt des Teufels darstellt, vielleicht den einen, wesentlichen, statt Gedächtnis und Einbildungskraft, beziehungsweise Idee, Lüge stehen wird, und zwar genau jene, welche den Menschen heute in den sogenannten Schauprozessen abgezwungen, abgequält wird. Hier findet gleichfalls eine Teilung statt, nur geht sie, wie gesagt, nicht von der Idee der Ewigkeit, sondern von der entsetzlichsten Qual des Zeitlichen aus.

Ich habe vor bald einem halben Jahrhundert dem Helden meines «Doppelgängers» ein formidables Gedächtnis zusprechen müssen, eines, das der Mensch, der, wie es in der Erzählung heißt, «Charakter ansetzen» soll, nicht haben darf; denn er hebt sich damit, mit diesem seinem entsetzlichen Gedächtnis, sofort selber auf. Er hebt sich, dürfen wir auch hinzufügen, mit seiner Ursache auf. Was dann bleibt, ist Angst, Todesangst, Tod als das einzige Erlebnis. Graf Gleichen hat den Doppelgänger, weil er ohne Idee ist, oder besser so: weil an Stelle von Idee eben sein Gedächtnis steht. Er ist gewissermaßen tief in einer flachen Welt, in einer un-ewigen. Daher seine leidvolle Beziehung zur Zahl. Daß einer zwei sei, das ist sein Leiden, ist seine Glücklosigkeit. Man darf es so formulieren: Statt des Glücks hat er den Doppelgänger. So ist er auch ohne Ruhm. Dieser, alles Monumentale, das, wie wir gesehen haben, nicht ganz ohne das Glück zustande kommt, hat für meinen Mann mit dem Doppelgänger allen Sinn verloren. Doppelgänger (mit dem entsetzlichen Gedächtnis an Stelle der Einbildungskraft), heißt das nicht soviel wie Zahl als Verhängnis, Zeitlichkeit als Verhängnis? Wie steht es mit den Prädestinierten der Lehre Calvins? Hat da nicht jeder seinen Doppelgänger geschluckt? Besteht für ihn noch

ein Unterschied zwischen Ewigkeit der Person, die stets nur Ewigkeit der Idee sein kann, und der Ewigkeit der Zahl, zwischen Person und Zahl? Ist damit nicht jede Möglichkeit der Verwandlung im Paulinischen Sinn ausgeschlossen?

Noch einmal: mein Mann oder Held des Doppelgängers hat ein entsetzliches Gedächtnis, das will auch sagen, daß aus seinem Gedächtnis nicht Erinnerung wird. Er vermag den Satz aus der Schrift nicht zu begreifen: *Wenn das Korn nicht stirbt . . .* Er kann nicht vergessen, denn ohne Vergessen kann aus Gedächtnis nicht Erinnerung werden. Erinnerung aber — kommt sie ohne Phantasie zustande? Muß Erinnerung im Unendlichen, in der Ewigkeit sich nicht in Einbildungskraft verwandeln? Welche Aussicht, wenn wir zu sehen vermögen!

Menschen von Phantasie, wie können sie nicht vergessen, wie kann aber gerade darum das Vergessene wieder aufleben! Es hat etwas Erschütterndes, wie schnell heute Verstorbene vergessen werden und dann auf einmal da sind, drohend, heftig, heftiger, als sie es je im Leben waren, zu sein vermocht hätten.

Rilke gebraucht «erinnern» als Transitivum: ich erinnere diesen oder jenen Menschen, statt: ich erinnere mich dieses oder jenes Menschen, was nicht richtig ist, zudem aus einem Mißverstehen der Präposition *er* stammt. Das Reflexive und der daraus entstehende Genetiv des Objekts der Erinnerung ist wesentlich, und zwar um der genannten Distanz, um des Imaginativen willen, das in der Erinnerung liegt, um der Idee willen, um des Selbstes, um des Spiegels und der Relation der Zeit zum Spiegel und zur Idee willen, die mir auffiel, als ich die Stellung von Zahl zu Gesicht mir deutlich zu machen suchte. Im Sich-Erinnern liegt von fern her ein Kreatives, in Erinnerung sind wir der Gestalt verfallen. Das Gedächtnis führt uns von Fall zu Fall. Gedächtnis hat immer Lücken. Wir erzählen aus der Erinnerung, rekonstruieren aus dem Gedächtnis.

Eines ist mir stets als höchst merkwürdig und bedeutsam aufgefallen: wie der Geruchsinn und die Erinnerung (nicht das Gedächtnis) ineinander verflochten sind. Kann es so formuliert werden, daß mittels der beiden geistigen Sinne, Auge und Ohr, Erinnerung in Kunst überschlägt, sich dazu steigert, während es in Rücksicht auf den Geruchsinn bei der Erinnerung bleibt und kein Weg weiter zur Kunst führt? Die Parfüms von Chanel deuten auf Raffinement, haben aber nichts mit Kunst zu schaffen. Soweit uns der Geruchsinn Welt vermittelt, wird aus Distanz nicht Idee, bleiben wir befangen. Soweit Auge oder Ohr uns beherrschen, vermittelt Idee zwischen Wesen und Verwesen oder kann aus Ver-



wesen Verwandlung werden. *Wenn das Korn nicht stirbt . . .* Mit dem Geruchssinn bleiben wir der Erde verhaftet, und Erinnerung ist der innigste Ausdruck, der innigste und zugleich weiteste für diese Verhaftung. Wer vermöchte da die Wehmut ganz aus der Freude herauszusieben und umgekehrt: aus dem Wehmütigen das Freudige?! Erscheint Erinnerung oft nicht als Sensibilität auf Zeit ausgedehnt? Nur Menschen von einer gewissen Sensibilität können tief in die Erinnerung geraten und darin verharren. Der Hindu glaubt an Vorleben und an ein Weiterleben in anderen Körpern, Verkörperungen verschiedener Arten und Reiche, im Grunde tut es der ganze Orient. Mir ist von Aerzten die geringere Sensibilität des Menschen Asiens, des Hindu, des Chinesen, des Islamiten, verglichen mit jener des Menschen Europas, mehr als einmal bestätigt worden.

Es ist an der Zeit, die Frage so zu stellen, wer im Grunde zwischen Erinnerung und Gedächtnis zu scheiden habe. Die Antwort muß lauten: der Mensch, die Person, die Idee der Person, was soviel bedeutet wie die Fähigkeit, eine erhöhte Position zu halten, will sagen: wie Kunst als Ausdruck des Persönlichen. Ich wüßte nicht, worin letztlich der Sinn der Kunst läge, wenn nicht darin: eine erhöhte Position halten. Wovon bei den sogenannten Kunstformen der Natur nicht die Rede sein kann. Auch das liegt in dem Wort der Schrift: *Wenn das Korn nicht stirbt . . .* Woneben die Rede, daß der Mensch dazu da sei, überwunden zu werden, zugleich anmaßend und armselig erscheinen muß.

Für den Hund, den Begleiter des Menschen seit undenklichen Zeiten, gehen Gedächtnis und Erinnerung ineinander über, was wohl für das Tier im allgemeinen gelten muß, das weder Weg noch Bahn, statt dessen die Spur hat oder, wie es in der Sprache der Jäger lautet, den Wechsel. Im Tier sind die einzelnen Sinne ganz und gar auf den Zweck hin gesammelt; wir sind zerstreut, weil wir Einbildungskraft, weil wir die Sprache haben, Begriff und Namen, die beide zur Person dazugehören. Mächte sind namenlos, Person ist Macht und Ohnmacht in einem. Oder so: Wenn Mächte Namen haben, so liegt Macht im Namen so gut wie im Wesen.

Wie bedeutsam greifen im griechischen Mythos nicht das Machtvolle, Machtmäßige und das Personale ineinander! Erinnern wir uns der Sage von Demeter, Persephoneia und dem Gott der Unterwelt, welcher die geraubte Tochter der Göttin der Erde für die Dauer der einen Jahreshälfte zurückerstatten muß, da sonst die Saaten der Felder im Schmerz der Mutter um ihr Kind verdorren müssen. Doch bevor der Gott Persephoneia entläßt, gibt er ihr, damit sie seiner in der oberen Welt nicht vergesse, ein Korn von

der Frucht des Granatapfelbaumes zu essen. Stellen wir daneben den Satz vom Korn, das in der Erde stirbt! Dieser weist auf Person hin, der Mythos auf Macht, auf den Verkehr unter Mächten. Macht aber heißt weiter Wiederkehr, Wiederkehr des Gleichen, der Gezeiten, Rhythmus der Zyklen, Person hingegen Idee, Endzeit, Auferstehung, Glaube, Freiheit. Beides besteht zusammen, weshalb abschließende Sätze wie: alles ist Macht usw. des Sinnes entbehren. Weil eben von den Vorleben gehandelt wurde, deren der Heilige allein sich zu erinnern vermag, die er, möchte man sagen, auf seine Weise durchschaut: wenn wir aus bloßer Macht bestünden, müßte sich unser Dasein in den Vorleben, welcher Art immer, erschöpfen, erschöpft haben, Person bliebe dann bloßer Glücksfall. Es bestünde kein Unterschied mehr zwischen Gedächtnis und Erinnerung. Der glückliche Mensch im Sinne der Antike, Polykrates, wird ihn darum nicht machen: aus seinem Machtwesen heraus. Der Satz: Wenn das Korn nicht stirbt, räumt auf seine Art mit der Glücksvorstellung der Alten auf.

Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren an eine so geheimnis- wie wundervolle Beziehung zwischen dem Genuß des Granatapfelkernes, den der Gott der geliebten Persephoneia reicht, und der Glücksvorstellung der alten Welt. Es mögen uns dabei auch die Aepfel der Freya einfallen, deren Genuß Jugend verleiht, und ähnliches aus der Sage, wobei ich erneut an den Gegenstand herantrete, der meinen Geist mehr als anderes unterhält: die Relation der Machtwelt zu jener der Person. Es ist ebenso nichtssagend, Macht als Urgrund zu setzen, wie sie im Hinblick auf Idee zu bagatellisieren, was heute nach den Erfahrungen, welche die Welt mit miserablen Diktatoren gemacht hat, zuweilen geschieht. Person heißt, daß der Mensch in seinen Eigenschaften nicht aufgeht. Woraus dann seine Einbildungskraft entspringt. Der Machtvolle geht in seinen Eigenschaften auf, weshalb an Stelle der Einbildungskraft in seiner Welt das Glück, die Fortuna tritt, jenes Glück, jene Fortuna, für welches in seiner Ründe und Abgegrenztheit das Wort der Schrift nicht zu gelten hat: *Wenn das Korn nicht stirbt . . .* Ich muß es mir versagen, alle Schlüsse zu ziehen, die sich daraus ergeben. Sie gehen den Genuß an, und sie gehen das Gedächtnis an, das Verhältnis von Gedächtnis zu Erinnerung, von Genuß zu beiden: zu Gedächtnis und Erinnerung.

Gedächtnis heißt auf griechisch Mnemosyne oder wird so übersetzt. Mnemosyne — so nannten die Griechen die Mutter der neun Musen. Das ist erstaunlich und für uns, an deren Ohr das Wort gedrungen ist vom Korn, das stirbt, schwer faßbar. Vielleicht bringen wir die Vorstellung unserem Fassungsvermögen näher,

indem wir uns sagen, Mnemosyne, das Gedächtnis, mochte als Mutter der Musen gelten, da die Kunst, alle Zweige des Erkennens und der Bewerkstellung umfassend, noch ganz unpersönlich war und sich gänzlich dem Typischen zuwenden konnte und mußte. Denken wir an die Giebelfiguren des Tempels von Aegina! Wenn ich sie im Geiste vor mir sehe, gelingt es mir, auf gewisse Weise das Gedächtnis als Mutter der Musen, also auch der Kunst, einzusehen. Gedächtnis als Mutter — als diese Vorstellung dem Menschen gemäß erschien, hatte man noch keinen Wert dem Vergessen zuzuerkennen vermocht. Man war sehr jung, man befand sich noch in größter Entfernung von jener so tief persönlichen Welt eines Montaigne etwa, die ihre Fruchtbarkeit so entschieden auch dem Vergessen, der Vergeßlichkeit verdankt, von der dieser Geist redet. Woher anders aber stammt die Frische, das Morgendliche, ewig Neue in Montaigne, wenn nicht aus seiner Fähigkeit, zu vergessen, im Vergessen unterzugehen! *Wenn das Korn nicht stirbt . . .* Montaignes Einbildungskraft war wie die keines anderen Erinnerung, auch die an seine Meister, an die Welt der Alten. Die Vergangenheit war nicht mehr Mythos oder als Mythos gegenwärtig, sondern lag in ihm, in seiner Person, in einem Vergessenkönnen, das wir in Rücksicht auf eben die Person sublim nennen dürfen. Ohne dieses Vermögen, ohne Vergeßlichkeit würde Montaigne nur das wiederholt, nachgesagt haben, was seine Meister, die Alten, vor ihm ausgesprochen hatten. So wurde es aus Vergeßlichkeit originell. Es ist immer das: *Wenn das Korn nicht stirbt . . .* Man darf aber auch von der Liebeskraft reden, die in diesem Vergessen liegt, und zwar von einer Liebeskraft außerhalb des Dämonischen, eben dem Persönlichen zugehörig, das wir dem Machtmäßigen entgegenzuhalten haben.

Montaignes Sprache wird nicht von Schein und Wesen reden, sondern ist atmend, dicht, indem sie sich dem Gegenstand anschmiegt. Wie sonst sollten wir das spüren, was ich hier als Liebeskraft, im Persönlichen wurzelnd, bezeichne. Kann es so gesagt werden, daß seine Sprache mehr Sprache sei als die der Alten, deren Bild er in seiner Seele trug? Was auf die Person zurückzuführen wäre, auf welche das Wort der Schrift zielt, vom Korn, das stirbt, auf die Person, sage ich, und nicht auf den Dämon, als auf welchen jenes Wort der Schrift nicht zutrifft. Wenn ich behauptete, daß die Sprache Montaignes mehr Sprache sei als die seiner Meister, so bedeutet es nichts anderes, als daß sie inwendiger ist — nicht tiefer —, die Sprache der Alten flächiger. Dieses Inwendige aber beruht im letzten Grunde auf dem Wort, Logos, das Fleisch geworden ist. Das Inwendige der Alten war Mythos, womit wir den

höchsten Begriff von Mythos gewinnen; unser Inwendiges ist nicht mehr Mythos, sondern Gnade. Ich vermag Gnade nicht anders zu begreifen.

Es ist viel darüber gestritten worden, was der Logos des Johannes-evangeliums bedeute: Idee, Begriff, Vernunft oder was sonst. Logos ist nicht Sprache, das ist das eine, was festgehalten werden muß. Und doch wäre Sprache nicht das, was sie für uns ist, ohne den Logos. Die Sprache vor der Fleischwerdung des Logos, des Wortes, ist monumentaler, ist natürlich-monumental, wenn wir das Monumentale einmal dem entgegenhalten wollen, was ich das Inwendige nenne, das Inwendige der Sprache eines Montaigne, eines Goethe, Shakespeares usf. Grund aber für diese Scheidung beider Sprachen, der natürlich-monumentalen und der inwendigen, ist die Tatsache, daß die Antike das Ich, unser Ich, das Pascal *haïssable* nennt, nicht besaß. Ach, warum schlugen sich diese gewaltigen, gewalttätigen Männer im ersten Jahrhundert vor Christi so leicht tot, wenn nicht darum, weil sie kein Ich hatten in unserem Sinn?

Um aber noch einmal auf Mnemosyne, das Gedächtnis, die Mutter der Musen, zurückzukommen — diese Vorstellung ist uns nicht nur heute, schon seit langem so fremd wie keine andere, so fremd, fast unerträglich, wie uns das Natürlich-Monumentale der Antike fern liegt. Ich besinne mich hier am Schluß noch einmal jenes *Aperçu*, lautend, daß die Toten vielleicht nie so tot waren wie heute, daß sie aber gerade um dieses Todes und Toten willen niemals so lebendig vor uns hintreten können wie jetzt. Damit ist etwas sehr Ernstes ausgesprochen, und zwar, daß wir ruhmlos sind, Ruhm im Sinne der Alten genommen. Mnemosyne, das Gedächtnis der Alten, war Ruhm, Gedächtnis war Ruhm, und dieser, ferner, Mythos und nicht Geschichte oder doch nur Geschichte als Ruhm. Den wir nicht besitzen, nicht besitzen können und wollen. Denn wir besitzen an dessen Stelle etwas anderes, etwas, ich möchte es so sagen: unendlich Persönliches: Gegenwart, Gegenwärtigkeit, und zwar jene, die, wie ich behaupte, ohne Einbildungskraft nicht zustande kommt und wirklich wird. Sie ist unser Ruhm, gewiß, aber in ihr stirbt auch der Ruhm, stirbt wie das Korn in der Erde...

Es geht allemal um das eine: mit dem *Ding*, der *res* der Lateiner, fertig zu werden, keineswegs darum, es zu umgehen. Was darum seine Schwierigkeit hat, weil so ein Ding, *res*, die eine Eigenschaft besitzt, keine andere als die, daß es zugleich ist und nicht ist. Das ist das einzige Denkwürdige, das einzig Wundervolle daran, weshalb es sinnlos bleibt, von einem Ding, vom Ding zu sagen, daß es blau oder grün, gut oder böse sei. Um also damit fertig zu werden:

mit diesem Fatalen der Einheit von Ich und Nicht im Ding gibt es zwei Wege: den einen der Monumentalisierung, des Ruhmes, des Gedächtnisses, dieses als Ruhm genommen, und den anderen: es in sich, in die Einbildungskraft aufzunehmen, und zwar in jene, von der ich wiederhole, daß es ohne sie keine Gegenwart gebe, sondern nur Zeit, die nicht mehr und noch nicht ist, eben die Zeit des Ruhmes und Gedächtnisses. Diese beiden Wege aber haben ein und dasselbe Ziel, das wir beide nicht kennen und um dessentwillen es in der Schrift heißt: *Wenn das Korn nicht stirbt...*